

Leseprobe

Per Leo
Flut und Boden
Roman einer Familie

Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2014
ISBN 978-3-608-98017-2

S. 79-85 & 233-243



Wanzen schon gleich gar nicht, seien sie auch noch so unausrottbar robust. Da Himmler gemäß § 7 seines Befehls das Rasseamt der SS mit der *sachgemäßen Bearbeitung der Heiratsgesuche* betraut hatte, bildete sich dort erstmals in der deutschen Geschichte ein kleiner Stab von Experten zur Herstellung von Deutschen heraus. Denn in praktischer Hinsicht bekundete die Rede von »Rasse« ja nichts als den Willen, immer mehr deutsche Staatsbürger dem eigenen Ideal genügen zu lassen. Um dieser Aufgabe nachzukommen, musste die Züchteravantgarde der sogenannten Eignungsprüfer zum einen ein Erbgesundheitsattest unfallfrei lesen können. Das hätten wohl auch andere geschafft. Darüber hinaus aber musste sie ein Züchtungsideal verinnerlicht haben, dem nicht nur die SS-Bewerber, sondern auch die Bräute der SS-Männer zu entsprechen hatten. Neben dem unvermeidlichen Abstammungsnachweis – bis zu den Großeltern für die niederen, bis 1750 für die höheren Ränge – umfasste der Prüfungskatalog daher auch anatomische, phänotypische und charakterologische Merkmale, durch die sich die Mitglieder einer deutschen Idealsippe auszeichnen sollten.

Ich hatte es immer für eine Schrulle gehalten, dass Großvater meinte, allen männlichen Enkeln einen Wachstumsanreiz bieten zu müssen: Wer die 1 Meter 80 erreiche – seine Körperlänge, hieß das –, dem werde er ein Quadrat Butterkuchen spendieren. Er scheint sich daran gehalten zu haben, wenigstens behaupten das diejenigen Cousins, die es im Gegensatz zu mir geschafft haben. Wie ernst es dem ehemaligen Rassezüchter damit war, ahnte wohl keiner von uns. Allerdings hätte die erste ausdrückliche Information, die ich über die Arbeit der SS-Eignungsprüfer erhielt, bei mir durchaus Zweifel an deren Ernsthaftigkeit aufkommen lassen können.

Wenn mich nicht alles täuscht, war es das einzige Mal überhaupt, dass Großmutter aus der Zeit des Nationalsozialismus berichtete.

Es war aber nicht als historische Mitteilung gemeint, als sie mir erzählte, Großvater habe sie geheiratet, obwohl eine – nicht näher beschriebene – Prüfungskommission ihr die Ehe-tauglichkeit abgesprochen habe. Ariernachweis zwar tadellos, auch Schollenverhaftung traumhaft, Erscheinungsbild nordisch-fälisch wie aus dem Lehrbuch, gesund wie ein Bienenstock und so kräftig, dass ihr nach einem bei der Heuernte erlittenen Kreuzotternbiss nur etwas schwindlig geworden war. Hübsch war sie sowieso. Aber leider zu klein. Wenn ich mich richtig erinnere, hob sie zwei Arten der Treue hervor, die es Großvater erlaubt hatten, sich im März 1935 über dieses Urteil hinwegzusetzen: seine Treue zu ihr und die seiner Kameraden zu ihm. Tatsächlich erzählt diese Anekdote viel darüber, wie das Dritte Reich funktionierte. Wer etwas in die Waagschale zu werfen hatte, Geld, Einfluss, Freundschaft, seinen Körper oder andere Naturalien, dem konnte das Gesetz egal sein.

Was hatten die Einwohner Lothringens der SS zu bieten? Wie viele Francs, wie viele Schinken, wie viele Geschlechtsakte war die Bescheinigung eines nordischen Blutsanteils wert? Wir wissen es nicht und können nur vermuten, dass die erstaunlich hohe Eindeutschungsquote in den westlichen Annexionsgebieten nicht nur sachliche Gründe hatte. Als Führer im Rasseamt, der auch entsprechende Fortbildungskurse besucht hat, fordert man Friedrich Leo dort jedenfalls aus keinen anderen als sachlichen Gründen an. Er wird einer sogenannten Fliegenden Kommission zugewiesen, die das lothringische Hinterland durchkämmt, um die rassische Zusammen-

setzung der Bevölkerung zu kartieren und über Eindeutschungsanträge zu entscheiden. Diese Kommissionen bestehen aus Medizinern und Eignungsprüfern der SS. Während die Ärzte wiegen, messen, abhören, Krankheitsgeschichten erfragen, machen sich die Rasseexperten einen Eindruck von der Gesamterscheinung des examinieren Körpers. Praktisch heißt das, sie gleichen die in dem Standardwerk *Rassenkunde Europas* abgedruckten Menschenbilder mit der Wirklichkeit im deutschfranzösischen Grenzgebiet ab. War das französische Volk der Gegenwart tatsächlich »überwiegend ostrasisch« geworden, wie der Autor, ein Privatgelehrter namens Hans F. K. Günther, behauptete? Hatten die dunkelhaarigen Rundköpfe wirklich die hellhäutigen Langschädel verdrängt?

Eine Stellenausschreibung für Rasseprüfer, deren Aufgabe die Auslese eindeutschungsfähigen Menschenmaterials war, hätte so lauten können: »Visionäre mit Sinn fürs Praktische gesucht. Sind Sie ein halbwegs gebildeter Bauer, Gärtner, Förster, Winzer oder Bienenzüchter mit ein wenig Gefühl für deutsche Kultur im Leib? Oder ein Theoretiker mit Neigung zur Praxis, ein arischer Bildungsbürger mit Haustieren, mit Spaß an der Beerenlese oder Erfahrung beim Pilzesammeln, der vielleicht sogar Biologie oder Germanistik studiert hat? Dann sind Sie richtig bei uns!« Der Neubauernscheinbesitzer Friedrich Leo jedenfalls hätte sich wohl von jener, sein Metzger Dienststellenleiter, der Biologieprofessor Bruno K. Schultz, von dieser Charakterisierung angesprochen gefühlt. Zwei Typen der gleichen Art, die einander schnell schätzen lernen und sich über die Fortsetzung ihrer Zusammenarbeit freuen, als nach Erledigung des Jobs im Westen der gesamte Auslestab nach Marburg an der Drau ins slowenische Grenzgebiet verlegt wird.

Im Sommer 1941 ist ein Personalbericht über den Eignungsprüfer mit der Nummer 76 zu erstellen, dem Anschein nach routinemäßig. Vermutlich hätten das auch andere Vorgesetzte erledigen können. Aber diesen Fall nimmt der Leiter der Einsatzstelle Süd-Ost lieber persönlich in die Hände. Der zu Beurteilende ist gerade von den Folgen eines schweren Autounfalls genesen, und außerdem hat sein Chef etwas vor mit ihm.

Rassisches Gesamtbild: *nordisch-fälisch*, schreibt er in freundlich runden Buchstaben, die sich angenehm von den zackigen Präentionsbrocken anderer hoher SS-Führer unterscheiden (wenn er Bests Unterschrift sieht, muss er jedes Mal schmunzeln).

Persönliche Haltung: *soldatisch-tadellos*.

Auftreten und Benehmen in und außer Dienst: *einwandfrei u. vorbildlich*.

Geldliche Verhältnisse: *geordnet soweit bekannt*.

Familienverhältnisse: *geordnet*.

Allgemeine Charaktereigenschaften: *gerader, offener Charakter, stets einsatzbereit*.

Geistige Frische: *sehr rege*.

Auffassungsvermögen: *sehr gut*.

Willenskraft und persönliche Härte: *ausgeprägt*.

Lebensauffassung und Urteilsvermögen: *sauber und klar*.

Besondere Vorzüge und Fähigkeiten: *großes Verständnis f. Rassen und Bevölkerungsbiologie, Naturfreund*.

Besondere Mängel und Schwächen: *keine bekannt*.

Jeden dieser Einträge bringt er flüssig, ohne aufzuschauen, zu Papier. Er weiß genau, was er da tut. Nur einmal stockt diese kleine, ihm aber sehr wichtige Schreibearbeit. Punkt II, 5: Wissen und Bildung. Das weiß er nicht, da muss er fragen.

»Schule?«

»Gymnasium.«

»Also Abitur.«

»Nein, Standartenführer, kein Abitur. In der Sekunda bin ich raus.«

»Was? Das gibt's doch gar nicht.«

»Doch. So was kommt in den besten Familien vor.«

Der Vorgesetzte wirkt erstaunt und hält kurz inne. Dann gibt er sich einen Ruck.

»Papperlapapp«, sagt er. »Wenn ich sage, Sie haben Abitur, dann haben Sie Abitur. Verstanden? Und lassen Sie mal den Standartenführer weg. Für Sie, mein Lieber: Schultz.«

Der Obersturmführer fühlt das warme Wohlwollen, das ihm da entgegengebracht wird. Aber noch traut er ihm nicht, so was ist er nämlich nicht gewohnt. Will der andere ihn prüfen?

»Danke, Herr«, sagt er, und erst nach einer Pause spricht er auch den Nachnamen aus; aus dem Bremer Munde klingt es wie: Schouz. »Aber ich weiß nicht recht. Wenn da Abitur steht und das rauskommt, wird das Konsequenzen haben. Das wissen Sie.«

»Nun mal nicht so ängstlich«, sagt der Chef und lächelt aufmunternd, »ist doch sonst nicht Ihre Art. Wer hat das denn ausgefüllt und unterschrieben? Genau, der Standartenführer Schultz. Na, und der wird sich doch mal irren können. Alles, was er gehört hat, ist: Gymnasium. Alles, was er dabei gedacht hat, ist: eh klar bei dem. Und dann schreibt er halt aus Versehen hin: Abitur. Ich bitte Sie. Wo, sagten Sie, wurde Ihr verehrter Vater promoviert?«

»In Leipzig, Herr Schultz.«

»Bei Lamprecht?«

»Ja, ich glaube. Mutter hat den Namen oft erwähnt.«

»Meine Güte! Und dann so kleinlaut. Und der andere Historiker? Heinrich Leo, der alte Hegelfresser – auch einer von Ihnen?«

»Ja, aber keine direkte Linie.«

Der Professor schüttelt den Kopf, als könne er so viel selbstgewählte Unmündigkeit gar nicht fassen. Dann beugt er sich, um dem Folgenden Nachdruck zu verleihen, so weit über den Schreibtisch, dass er seinem kerzengerade sitzenden Gegenüber im Flüsterton kommen und zugleich ein wenig von unten in die Augen gucken kann. Es soll wohl verschwörerisch aussehen.

»Wir sind hier im Feld, Leo. Auf ein Wort: Wollen Sie wirklich Ihr ganzes Leben lang Slawenärsche mustern?«

Der Angesprochene regt sich nicht, aber er kapiert langsam, wo das hinführt. Auf keinen Fall anmerken lassen!

»Wann haben Sie sich denn von der Penne verdrückt? Um '25 vermutlich?«

Der Obersturmführer nickt.

»Also bitte! Jetzt machen Sie sich mal keinen Kopf um die paar Jahre Systemzeit. Das ist ein Furz der Weltgeschichte. Dass da so manches aus dem Ruder gelaufen ist, muss ich Ihnen ja wohl nicht erklären. Wer hat sich denn da alles die Matura erschlichen? Judenmädels, die einen auf dicke Bertha machen. Ostvolk, das dann auf unsere Kosten Wehrtechnik studiert. Aber bei Ihnen ist es umgekehrt, verstehen Sie? Sie brauchen den Lappen gar nicht, weil Sie das Abitur im Blut haben. Verstehen Sie mich, Leo? Das Abitur im Blut! Und jetzt schreib' ich das da hin. Sonst hab' ich nämlich nix mehr von Ihnen.«

Diese vermutlich so oder ähnlich geäußerte Ansicht hatte

nach Auffassung von Standartenführer Prof. Dr. Schultz ganz und gar nichts mit Begünstigung zu tun. Sein kreativer Umgang mit den Fakten rückte lediglich gerade, was die Prinzipien einer völlig verjudeten Menschengruppe aus dem Gleichgewicht gebracht hatten. Höchste Zeit, dem neuesten Stand der Forschung im eigenen Hause Geltung zu verschaffen! Wo bitte, wenn nicht hier? Und wer, wenn nicht er, sollte damit beginnen? Schließlich war der Forschungsstand ja nicht zuletzt auf seinem Mist gewachsen. *Überdies hat sich die rassistische Auslese – so hatte er in einer Richtlinie für Rasseprüfer geschrieben – grundsätzlich nicht auf eine Einzelperson, sondern auf ganze Sippen zu beziehen, wobei auch wieder die Lebensbewährung der Sippe von größter Wichtigkeit ist.* Und bitte: Gelehrte, Staatsbeamte, Pastoren, Schiffbauer, Fabrikanten, Apotheker – hatte sich die Sippe dieses jungen Mannes nicht auf das Lebenswürdigste bewährt? Also her mit dem Abitur und ab nach Berlin mit ihm.

1942 ist für Schultz ein großes Jahr, und genau deshalb wird es für Friedrich sogar das größte überhaupt. Im Sommer wird eigens für den Professor, der von Reche, Mollison und Lenz in der Sahneschicht deutscher Rasseforschung ausgebildet wurde, an der Universität Prag ein Lehrstuhl für Rassenbiologie eingerichtet. Schon im Dezember 1941 ist er zum Chef des SS-Rasseamtes in Berlin ernannt worden. Damit ist er nicht nur einer der angesehensten Rassisten Deutschlands, er ist hinter dem Gruppenführer Hofmann auch der zweite Mann im zweitmächtigsten Hauptamt der SS. Ein Fundament, auf dem sich was bewegen lässt im Dritten Reich. Zum faktisch dritten Mann in seinem Amt macht er meinen zukünftigen Großvater. Am 1. April 1942, die Kollegen in Minsk erledigen gerade ihr Tagespensum von 500 Juden, darf Fried-

Auch unterwegs gab es kaum einen Moment, in dem wir das Gleiche gewollt hätten. Aber es gelang uns, Kompromisse zu schließen. Ich besuchte mit ihm Schlösser und Museen, er zog mir zuliebe Wanderstiefel an. Natürlich stritten wir ständig, Anlässe gab es genug: Die politische Systemfrage war keineswegs entschieden, und auch die Hochspannungsmastenfrage nicht, in der ich die Landschaftszerstörung geißelte, während er mich daran erinnerte, dass ich diesen Schandmalen der technischen Zivilisation nicht nur Sportschau und LGB verdankte, sondern – als Sohn eines Elektroingenieurs – auch sämtliche Nutellabrötchen, die ich je gegessen hatte. Aber kein Graben war so tief, dass der letzte Spieltag ihn nicht jederzeit hätte überbrücken können.

Meine Laune hatte sich seit der Abreise kontinuierlich verschlechtert. Ohne dass mir nach Streit zumute gewesen wäre, empfand ich ein dringendes Beschimpfungsbedürfnis. Gerade hatte Werder wieder gegen die Bayern gespielt, zum ersten Mal seit dem Desaster vom April. Wieder unentschieden. Wieder wäre mehr drin gewesen. Und wieder hatten die Verantwortlichen nach dem Spiel rhetorische Giftpfeile aufeinander geschossen.

»So ein Arschloch«, sagte ich.

»Wer denn?«, fragte mein Vater, offensichtlich durch die Wortwahl gereizt und bereit zum Gegenschlag.

»Der Hoeneß.«

Ich hatte richtig vermutet. Er reagierte nicht so, als sei er persönlich angegriffen worden. Seine Miene entspannte sich.

»Ich weiß, was du meinst. Trotzdem musst du das ruhiger sehen. Hanseatisch. Irgendwann wird Werders Stunde schon kommen. Und dann wird man uns ganz sicher auch in München gratulieren.«

»Aber nur, wenn wir uns ein paar dreckige Tricks von denen abgucken.«

»Vom Rumschimpfen wird's aber auch nicht besser. Ich kann es dir nur immer wieder sagen: Wenn du nur halb so viel Kraft aufs Lamentieren verschwenden würdest, könntest du schon ganz woanders sein.«

»Apropos: Wie lange noch bis zur Grenze?«

»Halbe Stunde vielleicht.«

Je näher wir Ostdeutschland kamen, desto verschlossener wirkte mein Vater. Deutlich konnte ich den Widerstand spüren, mit dem er sich auf die unbekannte Zone zubewegte. Er wollte da nicht rein.

Trotzdem bat er um Einlass.

Auf die Fragen des Grenzsoldaten antwortete er so knapp wie möglich. Er wirkte eingeschüchtert, seine Stimme schwankte, auch der Versuch eines leicht maliziösen Tonfalls misslang. Er fand keinen Halt in der ihm aufgezwungenen Situation. Ich hingegen war plötzlich vollgepumpt mit Adrenalin. Die Kamera! Es überraschte mich, dass ich während der ganzen Fahrt nicht an sie gedacht hatte. Im Hohlraum meiner Ricoh, zwischen dem Klappspiegel und einem alten, bereits belichteten Film, befanden sich nämlich zehn gefaltete blaue Scheine. 1000 Ost-Mark – Geld für all die Schätze, die ich mir kaufen wollte und meinen Freunden mitzubringen versprochen hatte. Auch das war ja ein Grund gewesen, doch mitzufahren: die Aussicht auf den hemmungs- und beinahe kostenlosen Konsum von Kulturgütern. Noten von Bach, Händel, Beethoven, Tschaikowskij und Skrjabin wollte ich über die Grenze schaffen, Bücher sämtlicher verfügbarer Russen, Platten von Okudshawa und Wysotzki, nach Möglichkeit eine Großbildkamera und natürlich alles fürs Schwarz-Weiß-

Labor, ORWO-Fotopapier in Grün, Blau und Rot, jeweils glänzend, matt und seidenmatt, Plastikwannen, Entwickler und Fixierer. Ich glaube, viel mehr als hundert D-Mark hatten die sogenannten Devisen nicht gekostet, ich weiß es nicht mehr genau, nur das strenge Gesicht des Münchener Bankbeamten steht mir noch vor Augen.

»Des derfst fei net einführrn, des woast scho, oda?«, hatte er gebrummelt.

Ich behauptete, es als Requisite für ein Theaterstück zu benötigen, aber er hatte sowieso nur seiner Pflicht Genüge getan. Technisch gesehen handelte es sich um Schmuggel, das war mir klar; und das Versteck war ziemlich gut. Aber bis der Grenzer sein Werk zu verrichten begann, hatte ich keinen Gedanken an die Psychologie des Schmuggelns verschwendet. Ich hatte die DDR auf die leichte Schulter genommen. Und nun verhielt der Typ sich so, als suche er tatsächlich nach etwas Verbotenem. Ich fragte mich ernsthaft, ob er vielleicht einen Hinweis bekommen haben könnte. Wenn es dagegen nur Schikane war, funktionierte sie jedenfalls. Dann wurde mein Vater aus dem Auto gebeten. Er verschwand mit dem Soldaten, erst minutenlang hinter der geöffneten Kofferraumklappe, dann noch länger im Grenzhäuschen. Die Fenster waren mit Sichtschutzgardinen verhängt, so dass ich nicht erkennen konnte, was drinnen vor sich ging. Als er wieder einstieg, war er kreidebleich. Ich meine, mich an Schweißperlen auf seiner Schläfe zu erinnern; unwahrscheinlich ist das nicht, denn er schwitzte schnell. Sicher aber weiß ich, dass er ganz, ganz langsam in die DDR hineinfuhr, wie in die Waschanlage, die er seinem Auto alle zwei Wochen gönnte. Erst auf der Autobahn gab er wieder Gas, aber nur verhalten, offensichtlich wollte er nicht mal in die Nähe der erlaubten

100 Stundenkilometer kommen. Ich fragte ihn, ob er mit dem Grenzer Kaffee getrunken habe. Er fand das nicht lustig. Dann erzählte ich, auch das in der Absicht ihn aufzuheitern, von dem versteckten Geld. Da war er plötzlich wach. Und bebte vor Wut. Ich hatte ihn kaum je schreien gehört. Jetzt schrie er. Ich wusste, dass nur ein Teil des Zorns tatsächlich mir galt. Aber es blieb noch genug für mich übrig, um einzusehen, dass es sehr eigensinnig gewesen war, für ein paar Einkäufe die ganze Reise aufs Spiel zu setzen. Und offenbar nicht nur das. Vielleicht wollte er sich aber auch einfach nur Luft machen:

»Wir besuchen zum ersten Mal unsere Familie im Osten, und du denkst nur ans Einkaufen? Begreifst du eigentlich, dass die unsere Geschenke nötiger haben als du dein verfluchtes Fotopapier? Dir ist wohl klar, dass wir vielleicht hätten umkehren müssen, ja? Aber weißt du auch, dass die Dresdener deswegen richtig Ärger hätten bekommen können? Junge, Junge, du scheinst immer noch nicht verstanden zu haben, was für ein verdammtes Glück du hast! Du lebst in einem Rechtsstaat, und den Rest der Welt träumst du dir zusammen, wie es dir gefällt. Aber genau das muss man sich eben leisten können. Verdammt nochmal, da bist du wirklich Kind deiner Mutter: wenn's um dein Vergnügen geht, kennst du keine Verwandten!«

Glück gab es für meinen Vater nur in zwei Formen. Beide schienen in seinem Leben keine Rolle zu spielen, dafür in meinem eine umso größere. Glück war entweder etwas, das ich besaß, ohne es zu würdigen, was ihm das Recht gab, mich darüber zu belehren. Oder ich besaß es nicht, was ihm das Recht gab, es für mich zu erzwingen. Dass überhaupt von Glück die Rede war, und das in beträchtlicher Lautstärke,

offenbarte mir nun, dass es wohl doch kein Familienbesuch wie jeder andere war. Es dauerte aber eine Weile, bis mir Ziel und Zweck der Reise wieder zu Bewusstsein kamen. Noch hallte der Knall nach, mit dem wir da gerade im sogenannten Ostblock gelandet waren. Angestrengt versuchte ich beim Blick aus dem Fenster, die Eindrücke mit meinem Wissen vom Kommunismus in Einklang zu bringen. Die riesigen Felder. Ob sie etwas mit Marx zu tun hatten? Ich fragte meinen Vater. Aber der war nicht ansprechbar.

Als wir uns Dresden näherten, war es schon dunkel. Erstaunlicherweise änderte sich daran kaum etwas, als wir in die Stadt hineinfuhren. Das Laternenlicht war hässlich, schwach und eitel, es schien außer sich selbst nicht viel zu dulden. Es tauchte die ganze Stadt in einen Glutshimmer, der von Häusern, Autos und Straßen kaum mehr zeigte, als gerade eben zur Vermeidung von Zusammenstößen nötig war. Die Szenerie glich so sehr einem Traum, dass es mich überhaupt nicht erstaunte, als in der Ferne die mächtige Silhouette eines orientalischen Palasts auftauchte. Und dann öffnete sich zur Linken breit und schwarz die Elbe. Von ihr sollten wir uns nun leiten lassen, hatte C. geschrieben. Die Straße schien durchs Zentrum zu führen. Um uns herum erhoben sich Mauern und Gebäude, von denen man ahnte, dass sie alt waren. Verließ denn hier abends kein Mensch das Haus? Kaum irgendwo sahen wir einen Fußgänger, und vor den Ampeln hielt meist niemand außer uns. Die wenigen anderen Autos sahen alle gleich aus, klein, sandfarben und lächerlich nützlich. Hätten wir ununterbrochen gehupt und Helmut-Kohl-Plakate aus dem Fenster gehalten, wir hätten kaum auffälliger sein können, als wir es mit dem roten Mercedes ohnehin schon waren. Unsere bloße Anwesenheit kam mir

ungeheuer taktlos vor. Ich rechnete damit, dass uns jeden Moment ein Volkspolizist anhalten und nach unserer Atmungserlaubnis fragen könnte. Dabei taten wir nichts anderes, als in dem Auto, das wir nun mal besaßen, das Haus unserer Verwandten zu suchen. Und das erwies sich als gar nicht so leicht. Wir waren schon ziemlich lange geradeaus gefahren, als sich plötzlich die Straße gabelte. Davon hatte C. nichts geschrieben. Instinktiv hielt sich mein Vater weiter an der Elbe, aber der Schillerplatz wollte einfach nicht auftauchen. Ich fand das seltsam und schlug vor, nach einem Passanten zu suchen und ihn nach dem Weg zu fragen. Mein Vater wiegelte ab.

»Wir finden das schon.«

Ja sicher, dachte ich, spätestens morgen früh wird C. seine Westverwandten bei der Polizei als vermisst melden. Der kleine M42 und der kleine Per, unterwegs in einem knallroten Mercedes mit Münchener Kennzeichen. Aber irgendwie schafften wir es auch so.

Seit dem Grenzübertritt hatten wir die Fenster nicht mal einen Spaltbreit geöffnet. Als wir jetzt ausstiegen, kam ich mir wie Neil Armstrong vor. Aber nur für einen kurzen Moment, dann überwältigte mich ein würziger Geruch, zu dem mir nichts mehr einfiel.

»Was ist das?«, fragte ich meinen Vater, während ich mir mit den Fingern Luft zufächerte.

»Braunkohle. Kennst du gar nicht, was?«

Ein Lächeln huschte über sein Gesicht.

Das Haus lag an einer kaum befahrenen Kreuzung. Für sozialistische Verhältnisse kam es mir erstaunlich groß vor, aber es wirkte nicht einschüchternd. Eine gemütliche Treppe führte zu einem überdachten Podest, wo sich der Eingang be-

fand. Mein Vater klingelte. Eine ganze Weile standen wir in der dunkelorange Nacht und warteten. Dann ging die Tür auf. Vor uns stand ein junger Mann von vielleicht siebzehn Jahren. Während ich mich noch angestrengt seines Namens zu erinnern suchte, breitete er seine Arme aus wie ein Pastor, der seiner Gemeinde den Segen erteilt, und rief »Willkommen!«, ziemlich laut und wohlartikuliert. Ich erschrak. Diese Begrüßung klang wie ... ja wie? Aus einer anderen Zeit? In einer anderen Sprache? Jedenfalls war sie schockierend un-
verstellt. Mit dermaßen fremden Sitten hatte ich nicht gerechnet. Was tun? Ich probierte es mit Arroganz. Sieh mal an, dachte ich, während S. meine Hand kräftig schüttelte, so sehen sie also aus, diese wohlgezogenen Jungs, von denen man immer wieder hört; es gibt sie wirklich, interessant. Doch weiter kam ich glücklicherweise nicht. Noch bevor die Coolness ganz von mir Besitz ergreifen konnte, tauchten hinter dem vermeintlichen Konkurrenten nämlich seine Eltern auf: ein nicht allzu großer, etwas rundlicher Mann mit zurückgekämmtm Resthaar, der nach einer herzlichen Umarmung immer wieder bedächtig mit dem Kopf wackelte und dabei lächelnd »mmmh, mmmh« machte, was auf ein unbestimmtes Wohlgefallen schließen ließ; und eine kleine Frau mit Mireille-Mathieu-Frisur, die meinen Vater und mich förmlich ins Haus hineinzog, wo sie uns mit quecksilbriger Gewandtheit die Jacken vom Leib riss, als wären wir zwei lange ausgebliebene Lausbuben, die nun dringend mal gebadet werden müssten. Mein Vater hatte seinen Cousin zuletzt vor fast dreißig Jahren gesehen, ich kannte keinen dieser Menschen; aber ihr Verhalten ließ gar keinen anderen Schluss zu, als dass wir tatsächlich willkommen waren. Sie schienen sich ehrlich über unseren Besuch zu freuen. Ich weiß nicht,

womit ich gerechnet hatte, damit jedenfalls nicht. Auf einen Schlag war München unendlich weit weg. Mich durchzuckte der Gedanke, dass das ja auch Leos waren. Ich versuchte, sie mit Onkel Martin in Verbindung zu bringen, dem alten gebeugten Mann mit der glatten Gesichtshaut und den Sonnenflecken. Es gelang mir nicht.

Die Tür wurde geschlossen.

Das Schiffchen, auf dem wir da gelandet waren, warf seinen Motor an.

Wir tuckerten ins Innere der DDR.

Zwei Räume des Hauses, durch das unsere Gastgeber uns nun führten, spielen in meiner Erinnerung eine besondere Rolle. Der eine war das sogenannte Reich, in dem S. wohnte. Wäre der aufziehende Spott nicht schon bei der Begrüßung im Keim erstickt worden, es hätte ihn mir spätestens verschlagen, als S. uns seine Tür öffnete. Ohne jede Aufdringlichkeit, mit ruhigem Stolz, der sich über niemanden erhob, zeigte uns Martins Enkel seine Werkstatt für Schiffsmodelle. Denn nichts anderes war dieses Zimmer. Doch keine Spur deutete auf Arbeit und Mühsal hin, vielmehr lag über allem, über den Werkzeugen, Baumaterialien und Rohlingen genauso wie über den ausgestellten Modellen, eine Aura liebevoller Sorgfalt. Keinen Bindfaden schien es hier zu geben, der nicht schon für eine Winde gesponnen worden wäre, keine Zigarrenkiste, die nicht immer schon ein Schiffsrumpf hätte sein wollen, kein Stück Blech, das je etwas anderes gewesen war als ein Schaufelrad. Am schwierigsten, erklärte uns S., sei die Beschaffung von Lackfarben. Ich schämte mich. Denn wir hatten nur Kaffee, Schokolade und Kiwis im Gepäck.

Der andere Raum, in dessen Gestalt die DDR für immer Platz in meinem Gedächtnis nahm, war das kleine Gästezim-

mer im Keller. Äpfel, Maschinenöl, kühle Luft und feuchter Putz hatten sich hier zu einem Duft vereint, wie ihn nur altes Mauerwerk speichern kann.

Das Bett meines Vaters lag im Halbdunkel, er hatte die Augen schon geschlossen. Nur meine Leselampe verströmte noch ein schwaches gelbes Licht. Auf der anliegenden Straße gurrte ein Zweitakter heran, ein Scheinwerferblitz zuckte durch die kajütenartigen Fenster, dann wurde es wieder still. Ich musste an meine Mutter und meine Schwester denken und fragte mich, ob sie wohl gerade in München ein ähnlich verbunden-unverbundenes Paar abgaben wie mein Vater und ich. Vermutlich nicht. Ich jedenfalls wäre in diesem Moment wohl nicht so zufrieden gewesen, wenn ich in meinem eigenen Bett gelegen hätte. Mein Kopf, das wusste ich, wäre in der Stadt umhergewandert, zum vergeigten Tennismatch vom Mittwoch, zur Party in Bogenhausen, zu der ich nicht eingeladen worden war, zu Markus, der sicher gerade wieder dichtete oder komponierte, zu Sabine, deren Gesicht meiner Erinnerung immer wieder entglitt. Tatsächlich aber war für solche Gedanken gar kein Platz, so voll war ich von dem unbekanntem Land, in das es uns verschlagen hatte, und der überraschenden Wärme, in die dieses fremde Haus mich hüllte.

Ich dachte an das späte Abendbrot, das uns noch serviert worden war. Die Wurst hatte gar nicht mal so übel geschmeckt, und das Radeberger Bier unterschied sich vom Augustiner vor allem dadurch, dass ich es nicht heimlich trinken musste.

Das Gespräch hatte zunächst eine gewisse Schiefelage gehabt. In meinem Vater mochte es ganz anders ausgesehen haben als in mir, aber der Grundbass unserer Gedanken war spürbar der gleiche gewesen. Wir hatten beide ein starkes Be-

wusstsein des In-der-DDR-Seins. Wie auch anders? Was lange nur als Idee existiert hat, als Unterschied von kategorialem Gewicht, das braucht schließlich immer etwas Zeit, um wirklich zu werden. Da ging es uns nicht anders als einem Jungen, der bei seinem ersten Rendezvous die ganze Zeit denkt: ein Mädchen, Wahnsinn, ein Mädchen, nur ich und ein Mädchen! Vordergründig unterhielten wir uns ganz normal, sagten dies und das, aber im Kopf regierte noch die Tagesschau. Verfluchter Polizeistaat, dürfte mein Vater gedacht haben; faszinierendes Sowjetreich, dachte ich; sieh mal an, unsere Ostverwandten, dachten wir wohl beide. Dann aber kam es raus, als mein Vater nämlich meinte, mich verpetzen zu müssen. Er sagte zwar nichts von den Ost-Mark, doch es kam mir wie eine verspätete Rache vor, als er diesen von der Diktatur des Proletariats geknechteten Seelen gestand, dass sein Sohn sich Illusionen über den Sozialismus mache. Das stimmte natürlich irgendwie. Aber eigentlich war ich eher unpolitisch. Das Wort »Sozialismus« hatte in meinen Ohren einfach einen schönen, reichen Klang. Linker Zeitgeist, jugendliche Schwärmerei, philosophischer Ernst, abgrundtiefer Hass auf Hoeneß, Strauß und Kohl, all das brachte es zum Ausdruck; am schwersten aber wog in ihm die Sehnsucht nach Russland und ja, auch nach der Sowjetunion als der gegenwärtigen Gestalt dieses Landes. Trotzdem hatte ich das Gefühl, es nun verleugnen zu müssen.

»Nicht Sozialismus. Marxismus!«, sagte ich verlegen. Als ob das einen Unterschied gemacht hätte.

Aber die drei gingen gar nicht weiter darauf ein. Das Bedürfnis des Westcousins, eine politische Solidaritätsadresse abzuliefern, schien sie nicht zu überraschen. Also ließen sie es geschehen, wohl in der Hoffnung, dass sich die Hysterie

bald legen würde, und im sicheren Bewusstsein, dass sie mehr zu bieten hatten als ihre Existenz in einem Unrechtsstaat. Wahrlich, das hatten sie. Ich weiß nicht mehr, wie es dazu kam, aber bald ergab es sich, dass S. seinen Vater bat, das Gedicht vom »Reschedrubbe« vorzulesen, das er als junger Mann mal geschrieben hatte. C. tat es, und als wir gar nicht anders konnten, als über seinen scharfen und doch ganz harmlosen Wortwitz zu lachen, da saßen uns mit einem Mal drei normale Menschen gegenüber. Liebenswürdige Menschen, die auf eine bescheidene Weise etwas besaßen, das uns fehlte. Ich hatte keinen Namen dafür, aber es war ohne jeden Zweifel da und ebenso sicher schien mir, dass nichts und niemand es ihnen nehmen konnte.

Nachdem wir uns zur Nachtruhe verabschiedet hatten, wartete ich, bis mein Vater im Bad verschwunden war. Dann ging ich noch einmal nach oben, klopfte an der Wohnzimmertür und wartete, bis ich hereingebeten wurde. M. und S. waren schon nicht mehr im Raum. C. saß in einem Sessel. Er schloss das Buch, in dem er gerade gelesen hatte, und legte es auf die Lehne.

»Na, noch gar nicht müde?«, fragte er.

Ich rang mit meiner Scheu. Aber es war mir wichtig, also sagte ich es:

»Was Zweili« – ich rief meinen Vater mit seinem Spitznamen – »da vorhin gesagt hat, das mit dem Sozialismus: das war nicht fair.«

C. schien überrascht von dieser Distanzierung.

»Warum denn nicht?«

»Weil es mir nicht um die DDR geht, sondern um die Idee. Ich weiß, dass hier nicht alles optimal ist. Aber bei uns eben auch nicht.«